

Nachgedanken zur 7. Internationalen Konferenz der EAJS in Kopenhagen

Kopenhagen ist eine reizvolle Stadt, die für die kleine Seejungfrau - angeblich die meistphotographierte Plastik überhaupt - und für ihren Vergnügungspark Tivoli berühmt ist. Kopenhagen verfügt aber mit dem zwischen 1637 und 1642 errichteten "Rundetårn" (Runden Turm) über noch eine Superlative, nämlich das älteste noch in Verwendung stehende Observatorium. Man erreicht es über einen in Europa beispiellosen stufenlosen, sich um das hohle Innere windenden Aufgang, der die Kirche, die Universitätsbibliothek (nunmehr Ausstellungsraum) und eben das Observatorium verbindet. Dieser Trinitatis-Komplex war im 17. Jahrhundert das akademische Zentrum Kopenhagens, ein verwünschtes Elfenbeintürmchen der Gelehrsamkeit.

Den heutigen Bedürfnissen entspricht es schon längst nicht mehr, auch die später errichtete und nun ganz neu renovierte Universität ist zu klein geworden, die vom 22. bis zum 26. August die "7th International Conference of The European Association of Japanese Studies" beherbergte. Dem Teilnehmer/innenverzeichnis zufolge nahmen fast 400 Personen an dieser alle drei Jahre stattfindenden Leistungsshow der europäischen Japanologie teil, die sich auf acht Sektionen und fünf Halbtage aufteilte. Zwanzig Jahre nach ihrer Gründung präsentiert sich die EAJS mit dieser Veranstaltung, der Einrichtung eines ständigen Büros und einer Jubiläumsbroschüre in sehr ansprechendem Design als wohletablierte akademische Vereinigung. Der kongreßtouristische Anteil wurde durch das Ambiente, die Gastlichkeit und nicht zuletzt die noblen Taschen (ohne aufgedruckte Werbebotschaften!) mehr als zufriedengestellt. Auch das Bedürfnis nach Kommunikation wurde von der Organisation vorbildlich in Rechnung gestellt, diese zudem wichtigste Funktion von Tagungs-großveranstaltungen, die darin besteht, die Kontakte mit schwerer erreichbaren Kolleg/inn/en, Gespräche fachlicher und weniger fachlicher Natur zu ermöglichen, deren spezifische Qualität auch durch die modernsten und schnellsten Informationsmedien nicht ersetzt werden kann. Insgesamt also eine durchaus

lohnende Woche, oder?
Unbehagen schleicht sich ein, wenn man aufgefordert ist, über die Vorträge und die Ergebnisse der Tagung zu berichten. Natürlich hat man hervorragende Vorträge gehört und möglicherweise noch bessere versäumt: acht parallele Sektionen machen nun einmal selektives Vorgehen erforderlich. Aber gerade die Wahl war diesmal quälender und, wenigstens für mich, willkürlicher als bei früheren Tagungen. Das lag nicht zuletzt an dem Umstand, daß die meisten Sektionen Themen vorgegeben hatten, nach denen sich die Vorträge zu richten hatten. Damit waren die Weichen für viele kleine Pseudo-Symposien gestellt, in denen sich die einzelnen Papers krampfhaft aufeinander bzw. auf das Thema zu beziehen versuchten und die für eine "Leistungsshow", in der aktuelle Forschungen der Referenten zur Diskussion gestellt werden, nur wenig Platz ließ. War man an dem Thema nicht oder nur marginal interessiert, wie ich beispielsweise an dem Generalthema der Sektion Anthropologie, "Material culture and consumption", so stand man vor der Alternative, "seiner" Sektion treu zu bleiben und zu versuchen, den Inhalt in den Hintergrund zu stellen und von methodischen und theoretischen Ansätzen zu profitieren, oder aber sich als Wanderer zwischen den Sektionen einen breiten Überblick zu verschaffen.

Meine Entscheidung für letzteres war glücklich, soweit ich aus dem einen Halbtage, den ich in der Sektion Anthropologie verbrachte, beurteilen kann. Theoretische Reflexionen über anthropologisches Arbeiten in und über Japan wurden bestenfalls am Rande angeschnitten oder expressis verbis ausgeklammert, wie von einem Professor der Universität Hongkong, der schlicht auf seine früheren Publikationen verwies. Das einleitende Kurzreferat des nicht-japanologischen Diskussionsleiters, eines Anthropologen der Universität Kopenhagen, förderte mitnichten das Niveau der Diskussion und brachte auch keine zusätzlichen theoretischen Impulse, wie beabsichtigt war. Vielmehr hatte ich den Eindruck, er hätte nicht die Zeit gefunden, die lange vorher allen Teilnehmer/innen zugesandten Referate zu lesen und bemühe sich nun, aus dem Stegreif überleitende Unverbindlichkeiten zu dozieren. Der interdisziplinäre Dialog ist ein empfindliches Pflänzchen, das geduldig gepflegt werden muß, wenn es Früchte tragen soll: es

ohne Rücksicht auf seine Verfassung einfach auszustellen bringt mehr Schaden als es nützt.

Verglichen mit diesem eher mißglücktem Workshop, der seinen exklusivistischen Charakter überdies in der zeitlichen Disposition seiner Referate betonte, die ein Überwechseln in andere Sektionen sehr behinderte, billigten die Sektionen "Visual and performing arts" mit zwei Panels oder "History, politics, and international relations" ihren Vortragenden mehr Freiraum zu. Panel 1 der erstgenannten Sektion stand unter dem Motto "Woman as sign: mothers, whores, and other demonic females", und wenn sich nicht alle Vorträge wirklich darauf bezogen, wie beispielsweise der von Takei Kyozo über die Ehefrauen von Kabuki-Schauspielern im 18. Jahrhundert oder jener von Helen Parker über Takarazuka, so bewegten sie sich auch nicht auf dem glatten Parkett eines den eigenen Forschungen fremden konzeptionellen Rahmens. Die Geschichte/Politik-Sektion verzichtete gänzlich auf übergeordnete Themen, doch scheint es für den letzten, dem vormodernen Japan gewidmeten, Halbtage eine informelle Absprache gegeben zu haben, "Herrschaft" in den Mittelpunkt zu stellen. Die resultierende Kombination aus inhaltlicher Kohärenz und fachlicher Kompetenz stellte für mich einen erfreulichen Abschluß der Konferenz dar.

Als Eindruck von der europäischen Japanologientagung blieb mir ein seltsames Gemisch aus Hochstimmung, der Nachwirkung von Gesprächen mit altbekannten und gerade erst kennengelernten Kolleg/inn/en, auf der einen und Verunsicherung, welches gegenwärtig die Orientierungspunkte in der Japanologie sein könnten, auf der anderen Seite. Persönliche Kontakte können die Sprachlosigkeit innerhalb der Disziplin, in der das Postulat des Methodenpluralismus nur zu oft als postmodernistisches anything-goes mißverstanden wird, nicht wettmachen. Vielleicht wäre es für die Japanologie an der Zeit zu einer neuerlichen Kontemplation ihres Kernes, die derzeit, möglicherweise in der - unbegründeten, wie ich meine, - Angst, er könnte sich so hohl wie der "Rundetårn" herausstellen, unterlassen wird.

INGRID GETREUER-KARGL